

AUßENPOLITIK

„Ich verstehe, Gerd“

Beim Treffen Schröders mit Bush entwickelte sich eine neue Normalität – die Differenzen bleiben.

Wie lockert man die Beziehungen zwischen zwei Staaten auf? Lena Hassinger-Lees, als Dolmetscherin in den Diensten des Kanzlers, weiß jetzt, wie es geht. Sie ist eine Frau mit Stil und darüber hinaus temperamentvoll – was sich auch darin zeigt, dass ihre Sprache von allerlei Handbewegungen untermalt wird.

Und so geschah es: Kaum hatten Kanzler Gerhard Schröder und US-Präsident George W. Bush am Mittwoch vergangener

um die Irak-Politik immerhin 16 Monate lang abhandeln gekommen war.

Jetzt reicht's, fand man im Weißen Haus. Genug geschwiegen, meinte auch Schröder. Staaten unterhalten keine Liebesbeziehungen, pflegt der gern zu dozieren und hält es insoweit mit dem Reichskanzler Otto von Bismarck, der seinen Nachfolgern einst ins Stammbuch schrieb, dass „nicht einmal der König“ das Recht habe, die Interessen des Staates seinen persönlichen Sympathien oder Antipathien unterzuordnen.

lichkeit fortzusetzen. Auf Deutsch und per Du mit dem großen George ging es dabei auch gleich ans Eingemachte: „Eigentlich dürfte ich gar nicht hier sein.“ Zu Hause sei der Teufel los, seine Regierung versuche gerade, eine Reihe sehr wichtiger Sozialreformen durchs Parlament zu bringen. „Ich verstehe, Gerd“, erwiderte der US-Präsident – was schon ziemlich freundlich klang.

Derart ermuntert klärte der Deutsche den Amerikaner über die Geheimnisse der „Agenda 2010“ auf, und selbst der wichtigste Schönheitsfehler seiner heimischen Politik blieb nicht unerwähnt: „George, du weißt ja, ich hab nur eine Vier-Stimmen-Mehrheit.“

Der US-Präsident zeigte sich doppelt überrascht: Dass der Bundeskanzler über derart wenig Spielraum verfügt, schien er tatsächlich zum ersten Mal zu hören, und auch mit der entwaffnenden Offenheit seines Gesprächspartners hatte er so nicht gerechnet.

sei, so die amerikanische Seite, „pissed off“ gewesen – und das unso mehr, als Chirac vor dem Plenum der Vereinten Nationen gegen eine „Politik der vollendeten Tatsachen“ wetteerte.

Schröder dagegen zeigte sich von seiner geschmeidigen Seite – keine Belehrungen und vor allem kein Anflug von Triumph, was angesichts der Situation im Irak, wo ein Krieg nach dem Krieg tobt, so gerechtfertigt wie unklug war. Seinen Ruf nach „Multilateralismus“ und einem Irak-Engagement der Vereinten Nationen, weil nur das „die Legitimität garantieren“ könne, hatte sich der Kanzler für seine Rede vor der Vollversammlung der Staatengemeinschaft aufgespart.

Im persönlichen Kontakt mit Bush klang das sehr viel behutsamer. Konstruktiv wolle Deutschland beim Aufbau des Irak mitwirken, Polizisten und Militärs ausbilden, und auch im Ziel, die Souveränität auf eine irakische Regierung zu übertragen, sei man

dann about a UN resolution.“ Was in den Uno-Texten steht, heißt das frei übersetzt, ist den meisten schnuppe.

Vielleicht, schlug der Kanzler da listig vor, würde ja eine schrittweise Übertragung von Souveränität die Lage entkrampfen – und Bush spielte mit, indem sich seine anfangs zu schmalen Schlitzeln verengten Augen deutlich weiteten. Vom deutschen Kompromisseifer schienen er durchaus angetan.

„A new idea“ sei da geboren, flötete der Präsident und regte an, die Experten für schwierige Resolutionstexte, „unsere beiden Außenminister“, mit der Lösung dieser Frage zu betrauen: „Was denkst du darüber, Gerd?“

Später konnte der Kanzler stolz verkünden, dass George und er einen „entspre-



Dolmetscherin Hassinger-Lees
Kali als Eisbrecher

Hantieren mit waffenfähigem Uran unterzeichnen lasse, ohne ihr gleich die zivile Nutzung der Kernenergie zu verbieten.

Bush konterte – aber sanft. Auch er kleidete seine Position in Frageform, denn nichts sollte die deutsch-amerikanische Annäherung jetzt noch stören. Die Iraner hätten nun wirklich genug Öl – „warum brauchen die noch die Kernenergie?“ Eine Steilvorlage für Vizekanzler Fischer, im Nebenjob grüner Spitzenpolitiker: „Da kann ich Sie nur unterstützen, Mr. President“, das sei eine zutiefst ökologische Position.

Bush lächelte gequält. All zu versessen schien er nicht darauf, sich derart vereinnahmen zu lassen: „Ein Land von der Größe der USA kann nicht nur mit den Windrädern versorgt werden“, wies er den forschen Außenminister zu recht, was wiederum dem Kanzler erkennbar behagte. Das Protokoll verzeichnete später Heiterkeit auf beiden Seiten.

Herrscht nun in den amerikanisch-deutschen Beziehungen die alte Normalität? Zumindest Schröder und Fischer würden das bestreiten, denn in der Sache haben sie keine einzige ihrer Vorkriegspositionen geräumt.

Er komme nicht als Bittsteller, hatte der Kanzler während des Hinflugs versichert, und auf dem Rückflug wiederholte einer seiner Berater jenen Satz, der vor Monaten noch als Kampfansage galt, mittlerweile aber nur noch einen Zustand beschreibt: „Deutsche Außenpolitik wird in Berlin gemacht.“

Die Amerikaner können damit offenbar leben. Ein Abteilungsleiter des State Department flachte in der Lobby des Waldorf-Astoria mit dem deutschen Botschafter Wolfgang Ischinger: „Wenn ihr happy seid und Condi Rice happy ist, bin ich es auch.“

So kehrte in das Verhältnis von Supermacht und „europäischer Mittelmacht“ (Schröder) jene Nüchternheit ein, bei der persönliche Sympathie wichtig, aber eben nicht entscheidend ist. Man wird künftig auf beiden Seiten vorsichtiger und illusionsloser miteinander umgehen. „Es gibt keinen größeren Fehler im Umgang von Nation zu Nation“, meinte schon der erste amerikanische Präsident George Washington, „als voneinander Gefälligkeiten zu erwarten.“ So betrachtet, sind Amerikaner und Deutsche fortan Partner ohne Pathos.

RALF BASTE, GABRIEL STEINGART



Regierungschefs Schröder, Bush (am vergangenen Mittwoch in New York): Auf Deutsch und per Du mit dem großen George ging es dabei



Woche im New Yorker Waldorf-Astoria-Hotel ihr 40-Minuten-Gespräch eröffnet, da entglitt ihr der Kugelschreiber und landete nach einem kleinen Looping im Schoß des Gastgeber.

Der Vorgang ließ sich weder ignorieren noch wegwischen, doch der mächtigste Mann der Welt begegnete dem leicht peinlichen Malheur mit einer erfrischenden Pointe: „Dies ist ein Angriff mit Massenvernichtungswaffen.“ Ein Mitglied des Schröder-Teams zeigte sich anschließend hocherfreut: „Das war der Eisbrecher.“

Das wichtigste Ziel des Treffens mit Bush schien damit schon fast erreicht: Es ging dem Kanzler um die Wiederherstellung einer Gesprächsbasis, die der Bundesregierung und ihrem mächtigsten Verbündeten nach haarigen Meinungsverschiedenheiten

„Gerhard, wir sollten die Vergangenheit ruhen lassen und nach vorn schauen“, begrüßte ein schwungvoller Bush den deutschen Regierungschef in Suite 35 H des Waldorf-Astoria-Tower, wo die Washingtoner Regierung für die Dauer von 50 Jahren eine komplette Etage angemietet hat.

Der Gast aus Berlin nickte. Erleichtert sanken beide in das selbige Gestühl, in ihrer Mitte ein Strauß gelber Rosen. Als Umrahmung hatten sie ihre jeweils wichtigsten Kombattanten mitgebracht: der US-Präsident seinen Außenminister, seine Sicherheitsberaterin, den Stabschef und einen Protokollanten; Schröder den Koalitionspartner Joschka Fischer, seinen außenpolitischen Berater und den deutschen US-Botschafter.

Nach der Ouvertüre des Hausherrn war es am Kanzler, die Offensive der Freund-

Das Klima erwärmte sich spürbar. Schließlich war Bush, wie seine Sicherheitsberaterin Condoleezza Rice die Delegation aus Berlin vorab wissen ließ, mit den schlimmsten Befürchtungen in das Treffen gegangen.

Eine erneute Provokation oder zumindest fortgesetzte Starbe hatte er nicht ausschließen wollen und entsprechende Vorkehrungen angeordnet: keine Fotografen! Nicht einmal das international übliche Handeschütteln sollte der Weltöffentlichkeit vermittelt werden.

Denn die Ausgangslage war eher trübe. In einem zuvor geführten Gespräch hatte der französische Staatspräsident Jacques Chirac dem Kollegen aus den USA gespreizt einen Vortrag über Krieg, Frieden und Völkerrecht gehalten. George Bush



nach gleich ans Eingemachte

sich doch eing – oder? Der oberste Amerikaner nickte, er registrierte sehr genau den Unterschied zum französischen Drängen auf möglichst schnelle Übergabe der Kommandogewalt am Golf.

Auch er selbst, gab er Schröder zu verstehen, sei zwar ein mächtiger, aber kein ganz freier Mann. „Der US-Kongress bewilligt uns keine 20 Milliarden Dollar für den Wiederaufbau, wenn das Geld an irgendeine nicht legitimierte Regierung fließt.“

Natürlich müsse die Souveränität von den USA auf die Iraker übergehen, aber eben in geordneten Bahnen und ohne Hast. Er sei da kein Dogmatiker, zumal sich seine Landsleute für das Gezerre um Uno-Resolutionen nur wenig interessierten: „Most people in the US don't give a

chenden Arbeitsauftrag an die Außenminister“ erteilt hätten – was ihm ersichtlich gut gefiel, weil es so schön nach Koch und Kellerer klang. Für „operative Fragen der Außenpolitik“ – also das Klein-Klein –, erläuterte Schröder danach, sei nämlich „absolut und allein“ Freund Joschka zuständig.

Derart aufgelockert, konnten sich die Regierungschefs wieder der Pflege ihrer Beziehungen hingeben – und vorsichtig den Differenzen. Thematisiert wurde Iran, das die Amerikaner mit seinem Atomprogramm mächtig stört. Die Deutschen verfolgten mit Argwohn, dass sich in den USA – schon wieder – eine aggressive Tonart durchsetzt. Schröder, der eine neue weltweite Konfrontation gern vermeiden würde, fragte den Präsidenten, warum man die Regierung in Teheran nicht einen Verzicht auf jedes